Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 28
XV. Jahrgang

Bern
11. Juli 1925

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst, gedruckt und verlegt von Jules Werder, Buchdruckerei, Bern

In der Stadt.

Von Gottfried Keller.

Was ist das für ein Schrein und Peitschenknallen?
Die Fenster zittern von der Hufe Klang,
Zwölf Rosse keuchen an dem straffen Strang,
Und Fuhrmannsflüche durch die Gasse schallen.

Der auf den freien Bergen ist gefallen,
Dem toten Waldeskönig gilt der Drang;
Da schleifen sie, wohl dreißig Ellen lang,
Die Rieseneiche durch die dumpfen Hallen.

Der Zug hält unter meinem Fenster an,
Denn es gebricht zum Wenden ihm an Raum;
Verwundert drängt sich alles Volk heran.

Sie weiden sich an der gebrochnen Kraft;
Da liegt entkrönt der tausendjährge Baum,
Aus allen Wunden quillt der edle Saft.

Der Rosenhof.

Roman von Lisa Wenger.

(Copyright by Grethlein & Co., Zürich.) 28

Am nächsten Tag saß Susanna in ihrem kleinen Wohnzimmer, das sie sich mit einer Auswahl der schönen alten Möbel, die nun ihr gehörten, geschaffen hatte. Die Hyazinthen standen vor dem Blühen. Ein schöner, großer Teppich gab dem Ganzen Farbe und Wärme.

Susanna saß am Fenster und dachte mit beschwertem Herzen an ihren Vater, als es klopfte und er eintrat. Sie hatte die Schritte gehört, aber geglaubt, es sei Christian oder der Gärtner. Erschrocken sprang sie auf.

„Erschrick nicht, Susanna. Ich bin nüchtern und heute auch nicht krank. So schnell kommen die Anfälle nun nicht wieder. Ich habe etwas mit dir zu reden." Springer legte seinen Schlapphut auf einen Stuhl. Er war nicht rasiert und sah deshalb schmutzig und elend aus. Seine hellen, blauen Augen fuhren unruhig durchs Zimmer.

„Ich muß Geld haben, Susanna", sagte er unvermittelt. „Ich habe gespielt. Ja, ich habe gespielt. Du weißt es ja doch, was soll ich's leugnen? Solange habe ich mich gehalten, und nun... es nützt eben alles nichts. Man kommt aus dem Sumpf nicht mehr heraus, wenn man drin war, und ich... kurz, ich brauche Geld. Kannst du es mir geben?" Er redete fast ohne die Zähne voneinander zu bringen. Susanna verstand ihn mit Mühe. Er sah auch nicht auf.

„Wieviel ist es denn?" fragte sie. „Wenn ich kann, gebe ich es dir gerne."

„Kann", lachte er. „Du bist ja reich. Es sind fünfzehnhundert Franken."

„Ich will mit meinem Anwalt reden", sagte Susanna. „Natürlich habe ich so viel Geld nicht im Hause."

„Ich muß es morgen haben", sagte Springer.

„Ich will gleich zur Stadt gehen", sagte Susanna.

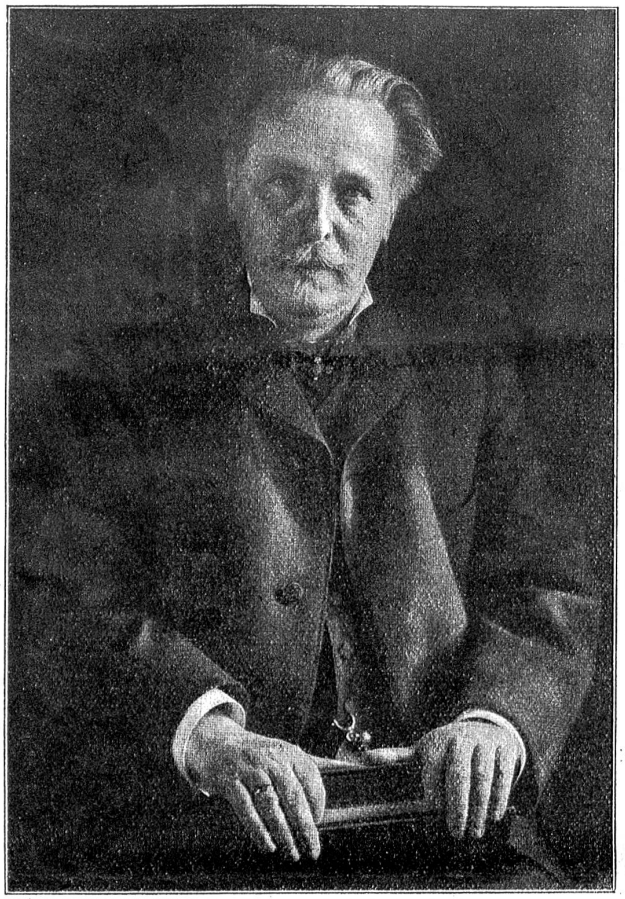
„Kann ich hier über Nacht bleiben?" fragte der Vater. Susanna erschrak. Sie nahm sich aber zusammen.

„Ja, gern", sagte sie freundlich. „Soll ich gleich zur Stadt gehen?"

„Bitte ja." Susanna ging und kam nach wenigen Minuten in einem schwarzen Mantel aus gemustertem Tuch und einem Kapotthütchen, wie es die jungen Mädchen trugen, zurück. Ein Schleier mit einer gestickten Borte hing ihr rings um den Hut auf die Schultern herab, und ihre Füße steckten in seitwärts geschnürten Lastingstiefeletten, über die sie des schlechten Wetters wegen Galoschen angezogen hatte, die eben neu aufgekommen waren. Sie sah in dem tiefen Schwarz schön und vornehm aus.

„Willst du mich begleiten?" Springer wußte nicht, welch große Selbstüberwindung es Susanna kostete, diese Frage zu tun.

„Warten", sagte er. Susanna ließ durch Verene Kaffee und Gebäck auftischen und ging. Nach einer Stunde war sie zurück und händigte Springer das Geld ein. Er nahm es hastig, hielt es einen Augenblick hinter seinem Rücken und sah zu Boden.



Karl May (1842–1912).

Das Karl May-Problem.

Wer ist Karl May? Brauchen wir das unseren Lesern noch zu sagen? Nehmen wir den Fall an, hundert beliebig aus unserem Schweizervolk ausgewählte Personen — Deutschschweizer natürlich — würden nach einem Werk der Dichter Goethe und Schiller und der beiden neuzeitlichen Schriftsteller Paul Heyse und Karl May gefragt. Wenn 40 Schillers „Lied von der Glocke" und 20 Goethes „Faust" nennen könnten, so würden sicher 30 den Titel eines Maybuches in Erinnerung haben, aber kaum 10 von Paul Heyse etwas wissen wollen. Diese Zahlen sollen nur das Verhältnis des Leserpublikums von heute zu berühmten Autoren veranschaulichen, natürlich ganz subjektiv abgeschätzt. Einer solchen Schätzung liegen Erfahrungen und Tatsachen zugrunde. Man hat es in Deutschland erlebt, daß der Buchhandel der Nachfrage nach Maybüchern nicht mehr genügen konnte. Es war im zweitletzten Kriegsjahr; da schrie es förmlich aus den Schützengräben und Lazaretten nach Maybüchern. Eine halbe Million Bände soll damals der Karl May-Verlag verkauft haben.

Aber die Karl May-Beliebtheit ist nicht bloß eine Kriegserscheinung; sie ist auch nicht eine bloße Modesache. Sie ist vielmehr ein Phänomen, das mit der Jugend zusammenhängt. 50 Prozent der heutigen Buben vom 13., 14. Jahre an sind begeisterte Mayleser. Ihrer viele setzen die Lektüre der Mayschen Reisebücher im Jünglings- und Mannesalter fort, wenn auch in gemäßigter Form. Die May-Beliebtheit ist eine nicht zu leugnende Tatsache: 5 Millionen May-Bände sind in 40 Jahren verkauft worden.

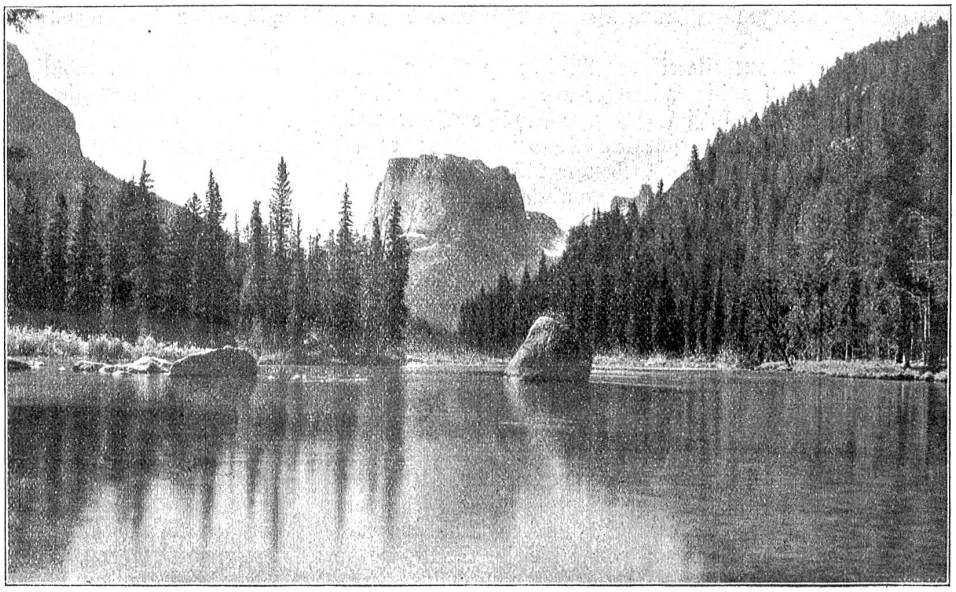
Seit Jahrzehnten ist Karl May ein Problem, das die Literaturforscher und die Erzieher beschäftigt. Erstere deshalb, weil May psychologisch eine eigenartige Erscheinung ist; letztere erörtern die Frage, ob die Maylektüre der Jugend schädlich oder förderlich, ob sie zu erlauben oder zu verbieten sei. Bis vor kurzem waren beide Gelehrtengruppen einig in der Ablehnung. Ihr Urteil lautete: Ein Schundschriftsteller und zwar ein raffinierter, der über alle Mittel der Spannungstechnik verfügt, um die jugendlichen Leser zu fesseln und zu betören; darum die hohen Auflagen. Aber seine Werke sind leer und hohl und ideenarm; es sind keine Kunstwerke. Und die Pädagogen fügten ihre Bedenken bei wegen dem vielen Schießen, Stechen, Martern und Töten, den Verfolgungen, Ueberfällen, gewaltsamen Gefangensetzungen und Befreiungen, kurz wegen der wilden Tatenromantik, die sich in Mays Reiseerzählungen auslebt. Dies müsse doch die heranreifende Jugend roh und unbotmäßig und den feinen Lebensformen abgeneigt machen. Eine große Genugtuung erlebten diese May-Gegner, als in der Oeffentlichkeit festgestellt wurde, daß der „berühmte" Reiseschriftsteller Karl May ein ehemaliger Zuchthäusler sei, der in seiner Jugend sieben Jahre Arbeitshaus — genau: sieben Jahre und einen Monat — abgesessen habe wegen Diebstahls, Betrügereien und Vagantentum. Da hatte man ja die Erlebniswurzeln seiner Schriftstellerei, die strotzt von Verbrechertaten im Stile der Detektivromane und Kolportageliteratur. Seine Bücher konnten unmöglich einen andern als schädigenden Einfluß auf die jungen Seelen ausüben. Avenarius stellte mit Beziehung auf Karl May die Frage: „Kann ein Verbrecher ein Jugenderzieher sein?" und erwartete als Antwort ein entrüstetes „Nein!"

Doch die Sache liegt hier nicht so einfach. Karl May ist nicht der Schundschriftsteller, als den man ihn verschrien hat, und ist kein Verbrecher, trotzdem die sieben Jahre Zuchthaus stimmen. Er ist kein Jugendverführer, wenn auch der eine und andere phantasievolle Junge mit dem „Winnetou" im Handkoffer nach Amerika hinüber zu gelangen versuchte, um dort ein schulfreies Wildwestleben zu genießen. Tausende von gesetzten und angesehenen Männern, die als Knaben mit Heißhunger die May-Bücher verschlungen haben, erklären heute mit Ueberzeugung, daß diese Lektüre ihnen nichts geschadet habe und daß Old Shatterhand und daß Kara Ben Nemsi die geliebtesten Freunde und Erzieher ihrer Jugend gewesen seien. Eine festgeschlossene und entschlossene May-Gemeinde arbeitet an der Lösung des May-Problems im Sinne des Buches, das der Münchener Pädagoge Professor Dr. Ludwig Gurlitt zum gleichen Zwecke geschrieben hat. „Gerechtigkeit für Karl May!" lautet der Titel des Buches. Die Titelzeichnung zeigt einen emporgereckten Arm mit einem roten Herzen in der Hand, nach dem die Schlange der Verleumdung züngelt.

Es ist Karl Mays Herz. Der beispiellose Erfolg des Radebeuler Schriftstellers hatte die Neider und Nörgler auf den Plan gerufen. Aus einem Prozeß um bestrittene Autorrechte hatte sich seinerzeit eine unerquickliche Karl May-Hetze entwickelt, die die Zuchthausgeschichten skruppellos ausschlachtete, um May moralisch und zugleich auch literarisch zu vernichten. Das gelang auch bis zu einem gewissen Grade. „Bessere" Leute wollten mit dem ehemaligen Zuchthäusler nichts mehr zu tun haben, und sie fanden auf einmal seine Bücher abgeschmackt, nachdem sie sie vorher mit Begeisterung gelesen hatten. May wurde aus den Volks- und Jugendbibliothen entfernt und verschwand vom Bücherbrett der „gebildeten" Familien. Er war ein literarisch Geächteter geworden. Jedermann tat ihn mit verächtlichem Achselzucken ab.

Heute denkt man über May anders; man weiß durch die Publikationen der May-Freunde, daß dem Dichter Unrecht getan wurde. Vor dem genannten Buche von Gurlitt schrieb Dr. jur. E. A. Schmid, der heutige Leiter des Karl May-Verlages, die Broschüre „Eine Lanze für Karl May", die in die Prozeßgeschichte und die dunklen Machinationen der May-Gegner hineinleuchtete. Seit 1918 erscheinen auch die „Karl May-Jahrbücher" (Karl May-Verlag, Radebeul), in denen objektiv wissenschaftlich die mit May im Zusammenhang stehenden Probleme untersucht und erörtert werden.

Wie steht es mit der Persönlichkeit Mays? Der Dichter hat kurz vor seinem Tode eine Autobiographie geschrieben. Sie ist im 34. Band der gesammelten Werke unter dem Titel „Mein Leben und Streben" veröffentlicht. May wollte darin wahrheitsgetreu Auskunft geben über seinen Werdegang. Es steckt neben Wahrheit auch viel Dichtung darin, aber die Lektüre des Buches vermittelt uns doch ein rundes scharfumrissenes Bild seiner Dichterpersönlichkeit. Wir lernen daraus auch die Jugendverfehlungen Mays begreifen.



Der Mount Winnetou (Nordamerika), der dem Karl May-Roman „Winnetou" den Namen lieh.

Karl May wurde am 25. Februar 1842 im Weberstädtchen Ernstthal im Erzgebirge geboren als Sohn einer armen Weberfamilie. Bis zu seinem 5. Lebensjahre war Karl blind und der Obhut einer Großmutter anvertraut, die dem phantasievollen Knaben mit Märchenerzählen unterhielt. Hier, in diesen frühesten Phantasieerlebnissen ist wohl eine Hauptwurzel seines Schriftstellertums zu suchen, insbesondere seine Vorliebe zur Märchendarstellung und Symbolik. Ein geschickter Arzt gab ihm das Augenlicht wieder. Die Jugend blieb ihm aber getrübt durch die Armut und durch schlimme Erlebnisse, wie sie Kindern nicht erspart bleiben, die für den Familienunterhalt mitverdienen müssen. Der Vater war fleißig, aber wenig solid und launisch. Die Mutter war als Hebamme der Familie mehr als gut war entzogen. Zu den schlimmen Einflüssen der Gasse gesellte sich der einer ungezügelten Schundlektüre, die durch eine Leihbibliothek primitivster Art genährt wurde. Aus den hier zusammengelesenen Ritter- und Räuberromanen und Indianer- und Detektivgeschichten schöpfte sich der junge May die literarischen Vorstellungen, die später die Grundlage seiner Schriftstellerei wurden. May wurde Lehrer. Im Seminar, das er zuerst besuchte, herrschte ein pietistisch muffiger Geist, der gut zu der geistigen Atmosphäre paßte, aus der er stammte. Moralisch gehoben wurde er hier jedenfalls nicht. Hier begann der eigentliche Leidensweg seiner Jugend. Wegen eines geringfügigen Eigentumsdeliktes — er schenkte seiner Schwester Kerzenreste, die dem Abwart gehörten — wurde er aus dem Seminar ausgewiesen, aber dann in einem andern Seminar durch Verfügung des Kulturministeriums wieder zugelassen. Später, als Lehrer in einer Fabrikschule, kam er unschuldigerweise in den Verdacht, eine Uhr gestohlen zu haben. Da er sich in der Verwirrung in Lügen verstrickte, wurde er zu vier Wochen Gefängnis und Entzug des Lehrerpatentes verurteilt. Solchermaßen seiner Stelle und seines Berufes beraubt, warf sich May auf die Schriftstellerei. Er schrieb volkstümliche Humoresken und Dorfgeschichten. An Verlegern fehlte es ihm nicht, da diese Geschichten leicht und flüssig und spannend geschrieben waren. Sie offenbarten ein ursprüngliches Erzähltalent, auch wenn sie Kunst und Bildung vermissen ließen.

Karl May hätte auf diesem Wege zu einer gesicherten und auskömmlichen Existenz gelangen können. Allein die Gefängnisstrafe hatte seinem Ehrgefühl einen tötlichen Schlag versetzt. Sie hatte ihn seelisch entwurzelt. Die dunklen Mächte in ihm nahmen überhand. Er kämpfte mit Verzweiflung, aber erfolglos gegen sie. Er ließ sich weitere Verfehlungen gegen die Eigentumsgesetze zuschulden kommen und wurde zu vier Jahren Korrektionshaus verurteilt. Die Richter hielten ihn gestützt auf die Vorstrafe für einen notorischen Verbrecher und bemaßen danach die Strafe. Ein Jahr wurde ihm daran geschenkt wegen guten Betragens. May wanderte aus, nach Amerika, kehrte aber bald in die Heimat zurück. Das Schicksal verfolgte ihn weiter. Er wurde rückfällig. Er beging wieder verschiedene Betrügereien, wurde flüchtig, aber in Oesterreich als Landstreicher aufgegriffen und ausgeliefert und abermals zu vier Jahren Zuchthaus verurteilt, die er ohne Klagen und mit dem sehnlichsten Wunsche, ein neuer, besserer Mensch zu werden, absaß.

Das Zuchthaus wurde für May im schönsten Sinne des Wortes zur Besserungsanstalt. Er fand hier einen väterlich besorgten Direktor und freundliche Beamte, die ihn seiner Art und Bildung gemäß behandelten und beschäftigten. Er war Verwalter der Gefangenenbibliothek und Mitglied des Bläserkorps der Hauskapelle. Er durfte seine Freizeit zu schriftstellerischen Arbeiten benutzen. Die Manuskripte sandte er seinen Eltern, die ihm den Verkehr mit den Verlegern vermittelten. (Schluß folgt.)

Dominica Roncajoli.

(Schluß.) Von Elsa Bürki, Bern. (Nachdruck verboten.)

Die Jahre vergingen. Dominica war aus der Schule entlassen und zur Jungfrau erblüht. Noch trug sie die dicken Flechten über die Schultern hängen, aber ihr Gesicht war um Weniges schmäler geworden und ihr einfaches Kleid spannte sich über drängende Formen. Sie arbeitete nun für ihre Mutter, baute den Wein und den Mais, besorgte die Hühner, wusch am See und strickte für fremde Leute; denn die Mutter kränkelte schon seit Monaten und siechte langsam dahin. Dominicas Augen waren noch genau die heißblütigen wie als Kind, nur waren sie langsamer geworden — sinnender.

Der Luigi drüben, mit dem sie als Kind getollt, half ihr oft die Reben binden oder die Trauben lesen oder kam des Abends unter die Haustüre und plauderte mit ihr. Jeden freien Augenblick, den er erübrigen konnte, suchte er Dominica auf. Sie ging ihm aber aus dem Wege. Er hatte etwas so Aufdringliches. Wenn er Sonntags kam und sie zum Tanze einlud, lehnte sie ab. Freilich, getanzt hätte sie gerne, stundenlang, aber nicht mit dem Luigi. Und je mehr er sie aufsuchte und aufstöberte, je mehr wich sie ihm aus. Und wenn er am Sonntagabend aus der Navegna kam und vom Tanz erzählte und ein ekliger Alkoholgeruch aus seinem Munde strömte, dann gemahnte es sie

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 29
XV. Jahrgang

Bern
18. Juli 1925

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst, gedruckt und verlegt von Jules Werder, Buchdruckerei, Bern

Ferien.

Von J. C. Heer.

Ferien! — Wie Waldbachrauschen
Klingt der frohe Sommerpsalm,
Wunderreiches Märchenlauschen
Wandelt frisch durch Gras und Halm,
Glockenhelle Kinderstimmen
Läuten durch den grünen Hag,
Weiße Wolkensegel schwimmen
Träumend durch den blauen Tag.

Aus den schmalen Hirtenstuben,
Wo die Sorge saß und sann,
Jubeln Mädchen, jauchzen Buben
In den schattenkühlen Tann.
Kommt des Tages stille Wende,
Segnend auf das Kinderhaupt
Legt Gesundheit ihre Hände
Und ein Zweiglein frisch belaubt.

Könntest du am Morgen sehen,
Wie sie treu die Wache hielt,
Wie die Schar von jungen Rehen
Gaukelt und die Flur durchspült —
In dem süßen Angedenken
Deiner Jugend würdest du
Einem Kind das Scherflein schenken
Für das Spiel in Bergesruh.

Kinderlachen waldvergessen,
Wie das hell und jubelnd tönt!
Milder wird von Gott gemessen,
Wer ein Kindesleid versöhnt,

Und du wirst es milder tragen,
Beugend dich in Pflicht und Last,
Gaukelt, wo die Tannen ragen,
Glücklich dir ein Kind als Gast.

Der Rosenhof.

Roman von Lisa Wenger.

(Copyright by Grethlein & Co., Zürich.) 29

Katrin kam herein, gleich hinter ihr Springer. Er sah hohläugig und blaß aus. Susanna stand rasch auf und begrüßte ihren Vater freundlich, ja, fast herzlich im Gedanken, daß sie von nun an für ihn sorgen würde und ihn behüten sollte.

„Ich begreife, daß es dir vor mir ekelt", sagte Springer, der Susannas innerste Gefühle zu erraten schien. „Ich nehme es dir nicht übel. Furcht brauchst du keine vor mir zu haben."

„Ich habe keine", sagte Susanna und wurde rot, da sie wußte, daß sie log.

„Nein, ich sehe es", sagte Springer zwischen den Zähnen. „Aber es ist schön von dir, daß du sie nicht zeigen willst. Ich danke dir dafür." Er setzte sich an das Fenster, das auf den Garten ging, und betrachtete die niedere Buchsumfassung der Beete, auf der der zarte Schnee lastete, daß sie sich in die Breite bog. Die gelbe Katze schlich leise an der Mauer entlang und duckte sich unter einen Stechpalmenbusch, um den Vögeln besser beim Herumhüpfen zusehen zu können.

„Die verfluchte Katze", murmelte Springer. „Kann denn kein Geschöpf auf Erden in Frieden bleiben?" Er legte beide Ellenbogen auf den Sims und den Kopf auf die Arme. So blieb er lange, während die Frauen zusammen flüsterten.

„Er tut einem so leid", sagte Susanna, und die gute Tante Meieli nickte.

„Aber gelt, du glaubst es, daß es so nicht weitergehen konnte, wegen der Gemeinde?"

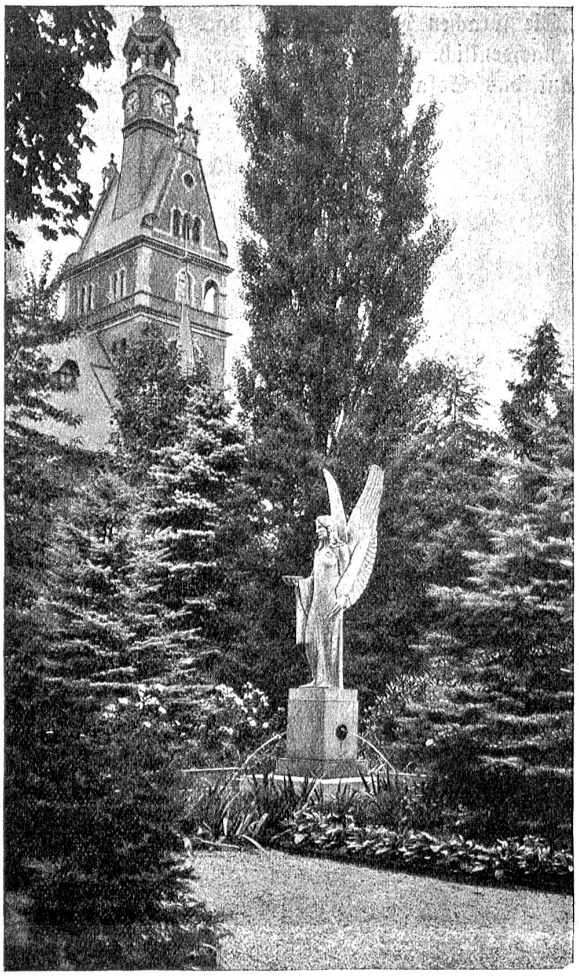
„Ich weiß es, Tante", sagte das junge Mädchen.

Als sie am Abend heimfuhr, hielt sie einen Strauß in der Hand, den der arme Rudi Torman gepflückt und gebunden hatte. Stechpalmen, einen Zweig mit schwarzen Beeren, eine Ranke dürrer Hagebutten, ein paar rote Blättlein und einen Tannenzweig, die alle voll Reif waren und so wunderschön aussahen mit den glitzernden Sternlein und Kreuzchen, daß Susanna den ganzen Strauß um der zierlichen Gebilde willen sorgsam in der Hand hielt und daheim in ein hohes Kristallglas setzte und zwischen die Vorfenster stellte.

Als sie durch den schwach erhellten Flur schritt, lange, schwarze Schatten den Wänden entlang krochen und sich streckten und ihre Schritte unheimlich hallten, dachte sie fast mit Grauen daran, daß ihr Vater mit ihr in diesen dunklen Gängen und breiten Treppen hausen werde, und daran, daß sie eigentlich nie mehr ohne Angst werde sein können.

„Verene, wir bekommen einen Gast", begann sie zaghaft beim Abendbrot. Verene hob die dünnen Augenbrauen und riß ihre geröteten Augen auf.

„Meinen Vater", sagte Susanna und zupfte am Tisch-



Das Karl May-Problem. Der Brunnenengel im Garten der Villa „Shatterhand" in Radebeul.

als ihn sein Freund, der Stecher Peter Halm, in die Radiertechnik einführte. Mit der Stauffer eigenen Ausdauer und Zähigkeit arbeitete er sich in diese Kunst hinein, bis er sie ganz beherrschte — so beherrschte, daß seine Blätter als Gipfelleistungen auf diesem Kunstgebiet noch heute bewertet werden können. Die Hauptwerke von Stauffers kurzer Radiererepoche — sie dauerte bloß kurze drei bis vier Jahre — sind in ihrem Werdegang durch die verschiedenen Aetzstufen vertreten; diese Blätter decken eindrucksvoll den harten Weg der Selbstüberwindung auf, den Stauffer gehen mußte, bis er zur Vollkommenheit gelangte. Sie zeigen aber auch in ihrer Endlösung, wie vollkommen und restlos der stiernackige Berner Künstler — er erinnert darin ganz an Hodler — sein Thema auszuschöpfen wußte. Die Bildnisse Peter Halms, Adolf Menzels, C. F. Meyers, Gustav Freytags und vor allem das von Gottfried Keller sind so lebensvoll und fertig durchgearbeitet, daß man sie kaum jemals von der Wesenheit dieser Männer wird loslösen können.

Die Ausstellung belegt auch mit zwei Beispielen die letzte Lebens- und Schaffensepoche Stauffers, da er sich der Bildhauerkunst zugewandt hatte. „Der Adorant", jene klassisch schöne Jünglingsfigur (aus der öffentlichen Kunstsammlung Basel) und der „Adrian von Bubenberg" (Berner Kunstmuseum) lassen uns schmerzvoll bewußt werden, welch ein schönes Talent ein tückisches Schicksal hier grausam und gefühllos zerstört hat. Karl Stauffer ist bekanntlich — am 24. Januar 1891 in Florenz — durch eine unglückliche Liebe zu einer Frau seelisch gebrochen, freiwillig aus dem Leben geschieden. Wer sich für das Persönliche im Falle Karl Stauffer näher interessiert, nehme die Biographie von Otto Brahm und die von Kunstmaler U. W. Züricher herausgegebenen Familienbriefe und Gedichte zur Hand. Vorher aber scheue er nicht den Gang ins Kunstmuseum, wo ihm der Geist des Künstlers eindrucksvoll entgegentreten wird.

H. B.

Das Karl May-Problem.

(Schluß.)

Karl May war ein vielgelesener Schriftsteller noch während er im Gefängnis saß. Natürlich schrieb er damals unter Pseudonymen. Nach seiner Entlassung machte sich sogleich der Dresdener Kolportage-Verleger Münchmeyer an ihn heran, um ihn für seinen Verlag zu gewinnen. May sagte zu und übernahm die Redaktion von drei neugegründeten Zeitschriften, die bald große Verbreitung fanden. Hier veröffentlichte er seine ersten Reiseerzählungen. Daneben schrieb er für andere Verlage. Nach kurzer Zeit machte sich May selbständig und lebte als freier Schriftsteller in Dresden und in dessen Vororten, zuletzt in Radebeul.

Sein Erzählungen hatten großen Erfolg. Die meisten wurden gleich nach Erscheinen ins Französische und Englische übersetzt. Seine besten Werke sind schier in alle Kultursprachen übertragen worden. May war ein überaus fleißiger Schriftsteller; seine Werke, soweit sie heute schon gesammelt sind, zählen weit über 50 Bände. May wurde reich. Man schätzte sein Schriftstellereinkommen nach Millionen. Diese Schätzung erwies sich als stark übertrieben. Immerhin hinterließ er eine bezahlte Villa und ein stattliches Barvermögen. Mit den im Vertrag mit dem Verleger Münchmeyer geschriebenen 5 Kolportageromanen erlebte May schweren Aerger. Ohne sein Wissen wurden diese Romane durch sinnlich-pikante Einschiebsel verunstaltet, so daß May in den Ruf eines Schmutzschreibers kam. Erst durch jahrelange Prozesse konnte er sich Genugtuung verschaffen. Damals war es, daß seine Gefängnisstrafen ans Tageslicht gezerrt wurden. Das war ein schwerer Schicksalsschlag für ihn. Er, der in seiner Villa „Old Shatterhand" Fürstlichkeiten, Künstler, Gelehrte empfangen hatte, sah sich verraten, erbarmungslos bloßgestellt.

May hatte es nämlich geschickt verstanden, seine Herkunft und Gefängniszeit die Welt vergessen zu machen. Er schrieb jahrelang unter erfundenem Namen. Und zwar schrieb er Reiseerzählungen, in denen er sich mit dem Helden identifizierte. Die Leser mußten glauben, einen routinierten Weltreisenden, der jahrelang die fernen Länder durchreist hatte, vor sich zu haben. Auch als er mit seinem wirklichen Namen zeichnete, schrieb er in Ichform. Die Leser ließen sich täuschen durch seine länder- und volkskundlichen und fremdsprachlichen Kenntnisse. Es schien unmöglich, daß ein Mensch so wirklichkeitsgetreu Erlebnisse beschreiben konnte, die er nur erdacht hatte. Als dann bekannt wurde, wer Karl May war, klagten viele den Dichter der Schwindelei an. Sie taten ihm in doppelter Hinsicht Unrecht. Denn May war tatsächlich viel gereist. Er war, wie schon angedeutet, in Amerika; später machte er eine längere Afrikareise; dokumentarisch bezeugt ist seine große Orientreise 1899/1900, und 1908 unternahm er mit seiner zweiten Gattin — von der ersten ließ er sich scheiden — seine letzte große Reise nach Amerika hinüber. May hat also über einen reichen Schatz von Reiseerlebnissen und Reiseerfahrungen verfügt. Gewiß hat er nicht alles wirklich erlebt, was er in seinen Romanen beschreibt. Aber es war sein dichterisches Recht, in Ichform zu schreiben, d. h. so, wie wenn er alles selbst erlebt hätte.

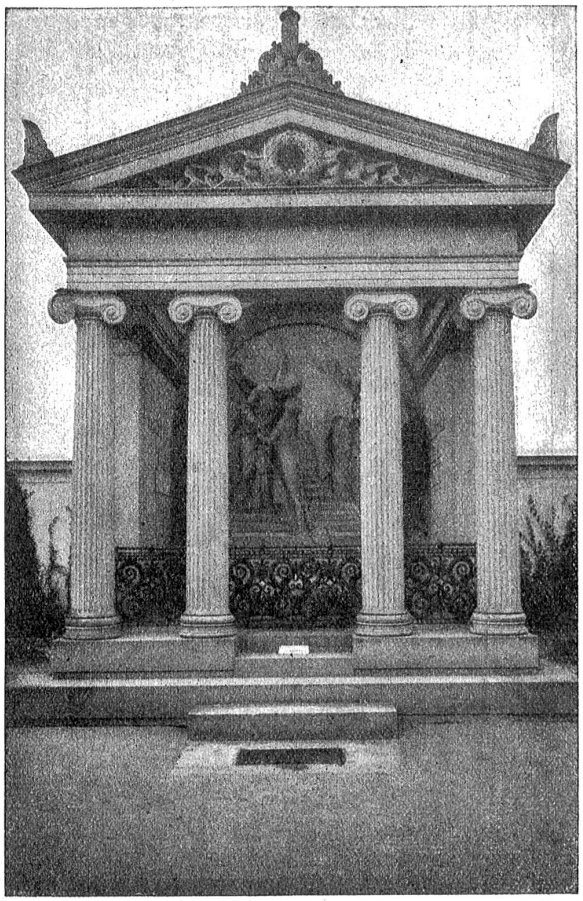
Seine Reiseerzählungen zerfallen in zwei Gruppen: in Amerikabücher und in Orientbücher. In den ersten läßt sich der Ich-Held „Old Shatterhand" — der Zerschmetterer —, in der zweiten Kara Ben Nunsi — Karl, der Sohn der Deutschen — nennen. Der Reiz dieser Reisebücher — wir ersparen uns die Aufzählung von Titeln — besteht in einer ungemein geschickten Handlungsführung. Auf jeder Seite

geschieht etwas Unerwartetes, Merkwürdiges, Ueberraschendes. Es ist eine nie endende Reihe von Abenteuern. Sie wird etwa eingeleitet durch die Aufdeckung eines Verbrechens oder durch eine Begegnung mit gefährlichen Individuen. Daraus ergibt sich für den Helden und seinen Begleiter eine Aufgabe, ähnlich wie für den Detektiven im Kriminalroman; oder eine Gefahr, die zu besiegen ist. Es folgen sich Ueberfall, Abwehr, Gefangennahme, Befreiung, Verfolgung, Flucht mit Hindernissen wie im Kino, Besiegung der Feinde, erst der Helfershelfer, dann des Hauptgegners. Mays epische Motive sind fast ausnahmslos dem Abenteuer-, Indianer- und Detektivroman entlehnt. Aber in seiner Technik ist er den meisten Schriftstellern dieser Genre überlegen. Er behandelt virtuos die Spannungstechnik und die Dialogführung. Er wird nie banal oder langweilig. Darin liegt eines der Geheimnisse seiner Beliebtheit.

Ein anderes ist dieses: May arbeitet mit dem Mittel der Ueberlegenheit seiner Helden. Old Shatterhand und Kara Ben Nunsi sind unerreichte Meister in allem, was Kraft und Kühnheit und Gewandtheit verlangt. So bewährt sich ersterer auf der Bären- und Büffeljagd, im Lassowerfen, beim Fange des wilden Mustangs, im Schwimmen, im Anschleichen, Spionieren und Spurenlesen. Letzterer ist im Reiten jedem Araberscheich überlegen; er macht den Feind durch den sogenannten Knieschuß, der die Kniescheibe verletzt, unschädlich, ohne ihn zu töten.

Auch moralisch sind Mays Helden Idealgestalten. Sie kämpfen wohl beständig, aber immer nur für eine gute Sache und immer mit christlicher Schonung des Gegners, den sie nicht vernichten, sondern bessern wollen. May arbeitet viel mit dem Begriff des Edelmenschen. Er erklärt, nie nur zur Unterhaltung, sondern vielmehr zur Besserung und Emporbildung der Menschen geschrieben zu haben. Seine Werke seien symbolisch aufzufassen. Der Held sei der Edelmensch, wie er sich ihn als Ideal vorstelle. Dessen Gegner seien die von den finsteren Mächten gelenkten Gewalt- und Egoismusmenschen. Die Abenteuerhandlung veranschauliche die Art und Weise, wie diese durch jene überwunden und bekehrt werden könnten.

May will nicht bloß Jugenderzieher, sondern er will Menschheitserzieher sein. Er predigt die Liebe gegen die Gewalt, den Frieden gegen den Krieg. Daß er dabei nicht in die Tiefen der Menschheitsprobleme hinuntersteigt, sondern seine Forderungen in primitiv-positiver Selbstverständlichkeit vorbringt, schafft ihm den Vorteil, von allen Lesern, auch den einfachen und ungebildeten verstanden zu werden. Es liegt etwas von der biblischen Kraft und Ursprünglichkeit in Mays Sittengesetzen.

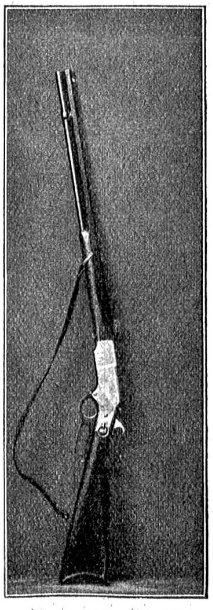


Die Ruhestätte Karl Mays auf dem Friedhof zu Radebeul (Dresden).

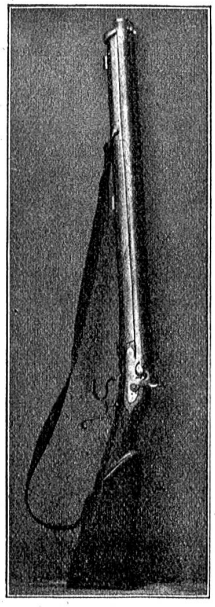
Man hat Mays Ehrlichkeit auch in Hinsicht auf seine Moralität angezweifelt. Diese sei nur Dekorum, ein Paßpartout, der seinen Büchern überall die Türe öffnen müsse. Dieser Vorwurf trifft May sicher nicht. Seiner ganzen Art lag bewußte Mache fern. Er hat sich nie um den Erfolg zu kümmern brauchen; dieser kam ihm schon von Anfang an entgegen. Er konnte sich geben wie er war, um viel gelesen zu werden. Denn der Durchschnittsleser liebt die selbstbewußte positive Art, mit der May seine Anschauungen verficht.

Wir dürfen ihm glauben, daß er sein Leben lang ein Strebender war, der mit seinem Werk nicht zufrieden war. Er hat kurz vor seinem Tode in einem Vortrag vor 3000 Zuhörern, von Wiener Freunden veranstaltet, erklärt, daß alles, was er geschrieben, nur Vorbereitung gewesen sei zu größeren Dichterwerken. Er, der ein großer starker Mann von eiserner Gesundheit war, fühlte noch als Siebzigjähriger die Kraft zu großen Taten.

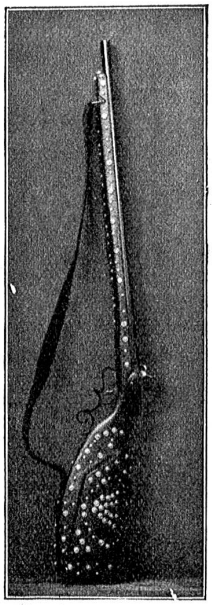
Jener Wiener Vortrag — May war ein glänzender Redner, aber er ließ sich nur selten hören — war eine Selbstverteidigung vor dem Heere seiner Gegner. Sein ganzes Dichterschaffen war eine Rechtfertigung seines guten Willens und eine Sühne für begangene Jugendsünden. Das war die Tragik seines Lebens, daß er durch sein Schicksal hat schuldig werden müssen und daß die Welt an seine Besserung nicht glauben wollte.



„Der Henrystutzen".

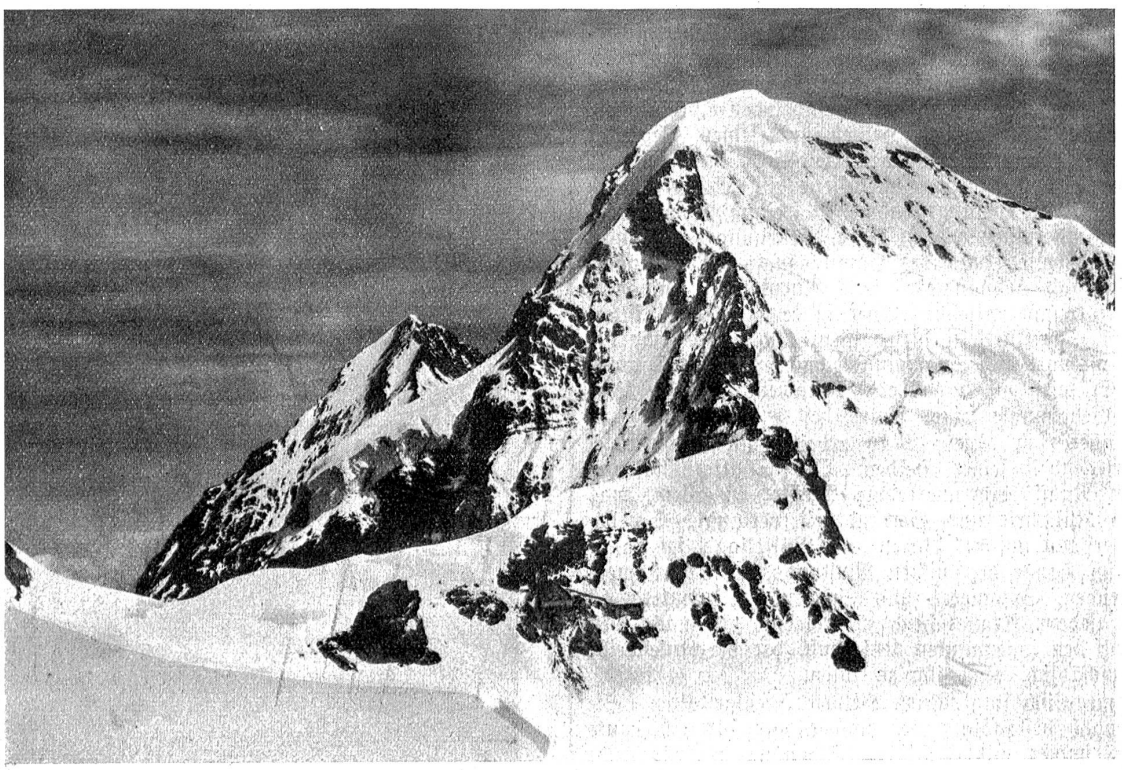


„Der Bärentöter".



„Die Silberbüchse".

Die drei berühmten Gewehre Karl Mays,
die sich in Mays Nachlaß befinden, und die in seinen Romanen eine so hervorragende Rolle spielen. (Näheres darüber im Karl May-Jahrbuch 1923.)



Berghaus-Jungfraujoch mit Mönch und Eiger.

Diese Tragik brach ihm auch unvermutet früh die Kraft. Er starb plötzlich, ohne eigentlich krank gewesen zu sein, am 3. April 1912. In seinem Testament hat er die mittellosen Studenten und armen Schriftsteller bedacht. Im Radebeuler Friedhof steht ein Grabmonument, ausgeführt von Professor Selmar Werner, mit einem Relief, das darstellt, wie die als Engel personifizierten Werke des Dichters Seele an der Himmelspforte begrüßen. Darunter steht der von May selber verfaßte Spruch:

Sei uns gegrüßt! Wir, Deine Erdentaten,
Erwarteten Dich hier am Himmelstor,
Du bist die Ernte Deiner eignen Saaten,
Und steigst mit uns nun zu Dir selbst empor.

May blieb ein Kämpfer um seine Ehre bis über das Grab hinaus. Wir ziehen den Hut ab vor solcher Treue gegen sich selbst.

Die Frage, ob die Maybücher länger unseren Jungen als verderblich und schädlich vorzuenthalten seien, muß nach unserer Auffassung so entschieden werden: Die May-Lektüre schadet niemandem. Sie kommt einem natürlichen Tatenbedürfnis unserer Jugend im Reifealter entgegen. Mays idealistische Art entspricht dieser Altersstufe. Die May-Lesewut, die zeitweise unsere Buben packt, geht umso rascher vorüber, je legaler sie sich auswirken darf; Verbote schüren nur das Feuer.

May überschätzte sich, wenn er die Menschheit durch seine Bücher zu bessern glaubte. Unterhaltlich sind sie, gewiß. Wer seinen Geist ausruhen will, greife getrost zu „Winnetou" oder zum „blauroten Methusalem" oder zum „Schatz am Silbersee". Die gebildetsten Männer haben das getan. Und wäre es auch nur, um ein Vorurteil abzulegen, das man sich durch eine oberflächliche Kritik hat unbesehen aufbinden lassen. In diesem Sinne sei hier für den Vielgelästerten und Vielverfolgten ein warmes Wort eingelegt. H. B.

Gedankensplitter.

„Es kommt immer ganz anders!" Das ist das wahrste Wort und im Grunde zugleich auch der beste Trost, der dem Menschen in seinem Erdenleben mit auf den Weg gegeben worden ist. Raabe.

Sommerskirennen auf Jungfraujoch.

Von Walter Schweizer.

Auf Mürren.

Die weite Hochlandseinsamkeit dehnt sich im Sonnenglanz. Glanz, Glanz überall. Grüngolden die Halden, grüngolden die tiefern Bergkuppen, auf den Firnen aber blendendes Flimmern des Lichts. Die Luft steht still, es rührt sich kein Gräschen. Der Himmel spannt sich hart, blank wie ein eherner Schild, ungetrübt bis zum fernsten Horizont. Unterm glühenden Sonnenstrahl duckt sich das Leben, wagt keinen Laut. Wie Spielzeug, wie braune Würfel, von Riesen zerstreut liegen die Häuschen im Tale oder drüben in Wengen mit blinzelnden Augen in blühenden Matten. Und doch wie war's vor Tagen. Da hatte Gott Pluvius seine sämtlichen Schleusen der rasch zusammengekratzten Wolkenmassen geöffnet und den vielen Fremden einige trostlose Tage beschert. Wie er aber die zweifelnden Gesichter und die Wasserdichten sah, ließ er sich bekehren und von Freitag auf Samstag hat er mit starker Hand das graue Aergernis hinter die Kulissen gefegt, so daß am Samstag die Alpenwelt in erhabenster Schönheit dastand.

Was das heißen will, das sagt uns Mürren, das wie ein Adlerhorst auf den stolzen jachen Felsen thront und sich seiner einzigen Schönheit vollauf bewußt ist. Jetzt aber in der blühenden goldenen Zeit ist's doppelt schön. Es eilt das Auge hinaus und trunken ruht der Blick auf dem schönsten Dreiklang Eiger, Mönch und Jungfrau. Ist's da ein Wunder, daß die Leute nach diesem Fleckchen Welt Sehnsucht mit ins Tiefland nehmen? — Nein und abermals nein. Denn neben dem mächtigen Dreigestirn hat Mürren noch etwas anderes und das ist: Sonne, Farbe und Blumen.

Nach Jungfraujoch.

Stundenlang lag ich in Mürren auf blumiger Halde, hoch über dem Allmendhubel, das Fernglas in der Hand und konnte mich nicht satt sehen an der Vielgestaltigkeit der Königin des Berner Oberlandes — der Jungfrau. Die Gelegenheit beim Schopf fassend, anvertraute ich mich mit